

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 21

Artikel: Das Recht zu leben [Fortsetzung]
Autor: Wolff, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641062>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auffrang, die erstaunte Prinzessin ohne Rücksicht auf ihr stolzes Kleid mitten aufs Sofa setzte und danach heftig an seiner Rocktasche zu zerren begann. — „Heut bring ich dir auch ein neues Kleid, Beatrice. Hier!“ — und dabei schwenkte er einen grauen sackleinen Kittel in der Hand — „hier! das Kleid einer Räubersfrau.“ — Seine Augen schossen wie zwei zu früh abgefeuerte Kanonenkugeln aus ihren Höhlen, und seine Stimme schwang und vibrierte wie bei langen Reden im Staatsrat. — „Lang genug habe ich König gespielt; es ist zu langweilig; jetzt möchte ich mal Räuberhauptmann sein, und du bist meine Frau. Weg mit den bunten Fäden! Von heute an wirst du in einem Zelte wohnen und auf Fellen schlafen.“ — Beatrice, den Stimmungen ihres Gemahls nicht gewachsen, dachte zuerst an einen üblen Scherz und bewunderte die Kraft und den Heldennut ihres Königs. Als sie aber das grobe graue Kleid vor ihrer Nase roch, zweifelte sie nicht mehr länger an Genschs Ernst. Ihre Kehle schluckte ein paarmal leer und klappte dabei, und die Lider zwinkerten als wären sie lahme Flügel. Wie tausend Vogelstimmen gurrte und zwischerte es an ihren Ohren vorüber, der graue Lappen nahm riesenhafte Gestalt an, — und da sank sie, sank vornüber, und in ihrer Seele wurde es bitter-schwarz.

Genschen, der eben auf sie zuschritt, faßte diese sinkende Gebärde falsch auf und deutete sie als Zeugnis einer unverwundlichen Ehrfurcht und Ergebenheit. — „Mein Engel“, rief er und faßte die Sinkende auf, „mein Engel, komm, laß dir das neue Kleid anprobieren!“ — Behutsam tippte er an den hauchdünnen Nähten des Königskleides, riß dann aber, als ihm die Geduld ausging, den Fäden, wie er es genannt, herunter, band Juwelen und Unterwäsche los, und da lag seine engelschöne Braut splitternackt in seinen Armen. Wie er sie so liegen sah, reute ihn plötzlich sein Vorhaben und er fragte sich, wie es wohl kommen würde, wenn sie einmal Frau Räuberin wäre, sie mit ihrem schwachen Leib und ihrer weichen Seele. Aber da rissen ihn mahnende Laute von der Gasse her — es waren die spielenden Mannen — aus seinen Zweifeln. Gleich einem ertappten Dieb zog er ihr das graue Leinenhemd über die zarten Glieder. Sie aber sank, da er sie losließ, wie vordem leblos um und fiel kopfüber auf den harten Fußboden.

Genschen stand da wie vom Donner gerührt. Als er sich über die Gestürzte beugte und ihr blutendes Haupt aufhob, sah er mit jähem Schrecken, daß der ganze Schädel durchrissen war. Die sonst dunkelblauen Augen der Prinzessin lagen im Brechen. Trotzdem lebte noch ein Fünkchen Leben in ihnen auf, als sie denen Genschs begegneten. — „Engel, Beatrice . . . ich wollte ja nicht . . . du sollst wieder Königin sein . . . Engel!“ — In Genschs Stimme mischten sich Tränen, und um seine Mundwinkel zuckte ein Weinen.

Beatrice sprach nimmer. Aus Mund und Nase floß das Blut. Aber ihre Augen schienen zu sagen: „Ich hatte dich lieb, du warst mein König und ich deine Königin. Warum, wenn du mich liebtest, konntest du mich derart behandeln?“ — Mit diesem stummen Vorwurf in den Augen verschied Prinzessin Beatrice in den Armen ihres Königs, der tränenumflort dem Geschehe fluchte, das ihn geheißen, Thron und Königin um eines Räuberzettes willen aufzugeben.

„Heul doch nicht so“, sagte die Mutter unwirsch, als sie Stunden später Genschen über der toten Beatrice schluchzen sah. — „So schlimm wird die Sache wohl nicht sein mit deiner Puppe. Und einen neuen Kopf wird der Mann im Spital schon für sie haben.“ — Aber Genschen wehrte sich verzweifelt. Seine Beatrice war tot. Für sie gab es keinen neuen Kopf, und nichts, nichts in der Welt hätte ihn dazu bewegen können, den alten, zerschlagenen aus der Hand zu geben.

Als ihm die Mutter eine neue Beatrice schenken wollte, rief er entrüstet: „Nein, nein, ich will keine neue Beatrice; — ich will überhaupt keine Puppe mehr!“ —

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

8. Fortsetzung.

Dieten erwachte.

„Er ist kein Dieb“, schrie sie. „Er ist unschuldig.“ Sie stand auf. „Ich bin die Diebin, Herr Keridan. Es ist meine Idee gewesen.“

„Das kann sogar wahr sein“, gab er zu. „Die Phantasie der Frauen führt bis zum Verbrechen.“ Seine Stimme wurde sanfter. „Wie sind Sie eigentlich auf diese Idee gekommen?“ Sie sah ihm freimütig in die Augen.

„Ich habe Sie für einen Schieber gehalten. Ich habe dieses Geld als unrechtmäßiges Gut betrachtet, denn weiß Gott, zu welchem Zweck nach der Schweiz geschmuggelt werden sollte. Ich habe mich geirrt.“ Sie schluckte. „Vielleicht habe ich mich geirrt.“

Keridan erhob sich und trat zu Dieten.

„Hören Sie mich aufmerksam an, Frau Hollbruch. Es kann Ihnen gleichgültig sein, daß diese Fabrik gesperrt wird und daß tausendförmige Menschen ihr Brot verlieren, wenn Ihr Mann das Geld nicht zurückgibt. Es kann Ihnen gleichgültig sein, daß meine Existenz vernichtet wird. Es kann Ihnen gleichgültig sein, daß meine Schwester, die für den Betrag gebürgt hat, ruiniert wird. Es wird Ihnen aber nicht gleichgültig sein, daß das Leben Ihres Mannes in Gefahr ist, wenn er das Geld behält. Ich rate Ihnen, mir zu glauben.“

„Ersparen Sie sich Ihre lächerlichen Drohungen, Herr Keridan. Wenn Sie drohen, werden Sie nichts erreichen.“

„Ich drohe nicht, Frau Hollbruch. Ich weise nur auf die Gefahr hin, in der Ihr Mann schwebt, solange er im Besitz des Geldes ist.“

Sie ging zur Tür.

„Schön, dann wollen wir zum nächsten Polizeirevier fahren. Sie können meinen Mann wegen Diebstahls verhaften lassen. Ich bin bereit, dem Kommissar zu sagen, wo mein Mann zu Hause ist.“

Er packte sie brutal beim Handgelenk.

„Was soll diese Komödie? Sie wissen genau so gut wie ich, daß ich gegen Ihren Mann keine Anzeige erstatten kann.“

„Dann drohen Sie nicht. Wollen Sie mich einschüchtern? Das ist ganz überflüssig und zwecklos.“ Sie hatte einen Wutanfall. „Lassen Sie meine Hand los! Was fällt Ihnen ein?“ Er gab sofort ihre Hand frei. „Sie werden Ihr Geld zurückbekommen, Herr Keridan. Ich verspreche es Ihnen.“

Er machte ein ungläubiges Gesicht.

„Wie wollen Sie Ihr Versprechen erfüllen?“

„Wenn Sie es erlauben, denn ich bin in Ihrer Hand als Bürgin und Geißel, werde ich zu meinem Mann fahren und ihn auffordern, das Geld Ihrer Schwester zu übergeben.“

Er lächelte höhnisch.

„Und Sie glauben wirklich, daß Ihr Mann das tun wird?“

„Ich bin überzeugt davon.“

„Ich nicht, Frau Hollbruch.“

„Sie dürfen Vertrauen zu mir haben, Herr Keridan. Falls mein Mann sich weigern sollte, das Geld herauszugeben, eine Möglichkeit, die ich für vollkommen ausgeschlossen halte, so verpflichte ich mich, zu Ihnen zurückzukommen. Glauben Sie ernstlich, daß mein Mann mich wird gehen lassen, um das Geld behalten zu können?“

„Das weiß ich nicht“, entgegnete er zögernd. „Ich weiß nur, daß es kein stärkeres Gift gibt als Geld.“

„Ist Geld auch stärker als Liebe?“

„Bestimmt.“

„Wenn das wahr ist, Herr Keridan, dann habe ich verloren und mein Leben verspielt.“ Sie rief fanatisch: „Aber es ist nicht wahr!“

Fortsetzung auf Seite 513.

(Forts. v. S. 504, „Das Recht zu leben“)

Er zuckte mit den Achseln.

„Na, wie Sie glauben, Frau Hollbruch. Ich wünsche, daß Sie recht behalten.“ Er stand unschlüssig da. „Aber Sie werden nichts erreichen.“

Sie trat zu ihm und ergriff seine Hand.

„Lassen Sie mich zu meinem Mann fahren, Herr Keridan.“

„Schön, fahren Sie.“ Er blickte ihr in die Augen. „Aber Sie gehen einen falschen Weg, Frau Hollbruch. Nur mit List oder mit Gewalt könnten Sie das Geld herausbekommen, niemals mit Güte.“

„Aber mit Liebe, Herr Keridan.“

„Wenn es Ihnen glückt, bekommen Sie eine große Belohnung.“

Sie ließ seine Hand los und sagte voll Scham:

„Danke, keine Belohnungen.“

„Haben Sie Reisegeld, Frau Hollbruch?“

„Ja.“ Sie stand wartend da, dann fragte sie schüchtern: „Darf ich jetzt gehen?“

Er schien noch zu überlegen. Gedanken aller Art jagten wirr und ungeformt durch seinen Kopf.

„Ja, Sie können gehen, Frau Hollbruch. Aber wenn Sie keinen Erfolg haben sollten, dann kommen Sie zurück?“

„Das verspreche ich Ihnen, Herr Keridan.“

15. Kapitel.

Hollbruch träumte, daß er durch einen Wald marschierte, in dem zahllose Holzfäller die Bäume umlegten. Der Lärm der Äxte und das Getöse der stürzenden Bäume wurden so stark, daß er erwachte, aber das Hämmern hörte nicht auf. Es war das Hausmädchen, das an die Tür klopfte, um ein Telegramm zu überbringen.

Hollbruch sprang aus dem Bett, lief zur Tür und nahm das Telegramm in Empfang.

„Schönen Gruß aus Magdeburg. Herzlichst Eva.“

„Gott sei Dank!“ sagte er ganz laut und strahlte vor Glück. „Gott sei Dank!“

Jetzt war alles gut. Das Schicksal hatte zugestimmt. Wie herrlich war das Leben!

Er trat zum Fenster und blickte hinter dem gehäkelten Vorhang auf die kleine Gasse hinab, die schon in Dämmerung getaucht war. Aber der Himmel schimmerte noch rosenfarbig. Beim Fenster des Hauses gegenüber, saß ein junges Mädchen über eine Näharbeit gebeugt. Es hatte ein ernstes, schönes Gesicht, das man nie mehr vergessen konnte, weil es mit dieser Stunde des Glücks aufs engste verknüpft war. Ueber das rote Dach des Hauses schlich lauend eine schwarze Kaze.

Hollbruch rasierte sich sorgfältig und zog sich an. Er pfiff oder summte während der ganzen Zeit vergnügt vor sich hin. Dann öffnete er das Fenster, um die grünen Läden zu schließen. Das Mädchen von gegenüber arbeitete noch immer.

„Sie werden sich die schönen Augen verderben, Fräulein!“ rief er fröhlich hinüber.

Das Mädchen blickte auf und lächelte ihm zu.

Hollbruch versperrte die Tür, holte die Aktentasche aus dem Bett und begann sie mit dem Jagdmesser, das er noch in Deutschland gekauft hatte, aufzuschneiden. Das Messer war so scharf, daß es mühelos das dicke Leder zerschneidete. Er nahm das gebündelte Geld heraus und zählte es aufmerksam nach. Es stimmte genau. Als er das Geld auf dem Tisch vor sich ausgebreitet liegen sah, hatte er ein so berauschendes Gefühl des Reichseins, daß sein Kopf ganz schwindlig wurde. Er sah nicht bedruckte Papierscheine, die jederzeit abgerufen oder für ungültig erklärt werden konnten, sondern er erblickte weiße Willen mit blühenden Gärten, jagende Autos, ferne Meere, unübersehbare Wiesen mit grasenden Herden, Hochwälder, durch die Hirsche sprangen, und schneebedeckte Gutshäuser, aus deren Fenster helles Licht durch die Winternacht strahlte.

Er seufzte tief auf vor Glück und überlegte, wie er das Geld am besten und sichersten bis morgen verwahren könnte. Das Geld im Schrank zu versperren und wegzugehen, war durchaus unmöglich. Die Welt wimmelte von Dieben und Einbrechern. Und wie leicht entstand ein Brand!

Hollbruch beschloß, das Geld zu sich zu nehmen und in die Taschen seines Anzugs zu stopfen, aber er fühlte sich sehr unbehaglich. Die Taschen waren unter der Fülle des Papiers so aufgebläht, daß der Anzug viel zu eng wurde, aber schließlich und endlich war Sicherheit wichtiger als ein bißchen Bequemlichkeit.

Er nahm die aufgeschnittene Aktentasche unter den Arm und verließ das Zimmer. Als er auf die Straße trat, kamen vom Münster acht Glockenschläge. Er atmete gierig die feuchtkühle Abendluft ein, erreichte die Bahnhofstraße, die von Menschen, Wagen und Trambahnen erfüllt war, und wanderte dem See zu. An einer dunklen und einsamen Stelle der Seestraße blieb er stehen, legte Steine in die Tasche und warf sie ins Wasser. Als die Tasche versunken war, fühlte er sich wunderbar erleichtert und befreit, obwohl ihm sein wacher Verstand sofort bewies, daß es vollkommen unnötig und sinnlos war, auf so melodramatische Weise eine Aktentasche zu beiseitigen, nach der niemals irgend jemand forschen würde. Es war, genau besehen, die Geste eines kleinen Diebes, der sich eines gestohlenen Geldtäschchens entledigte.

Dieser aufreizende Gedanke brachte Hollbruch einige Minuten lang aus dem Gleichgewicht. Es war ein moralischer Fehler ersten Ranges gewesen, die stumpfsinnige Aktentasche in den Zürichsee zu werfen. Hollbruch konnte nicht begreifen, welche Ueberlegung ihn dazu verführt hatte, eine Handlung zu begehen, die ihn ins Unrecht setzte. Er entzog sich mit großer Energie den Quälereien seines Verstandes und ging zur Stadt zurück. Man mußte vergessen können. Niemals durfte Diäten von dieser lächerlichen Tat erfahren.

Die Hügel rings um die Stadt waren mit Lichtern bestickt. Die Uferstraßen säumten den See mit leuchtenden Girlanden ein. Ein hoher Sternenhimmel lag wie eine Glasglocke über der Landschaft.

Als Hollbruch wieder in der Bahnhofstraße war, hatte er seine Sicherheit zurückgewonnen. Das Gefühl des Reichseins war wieder stark genug, um zartere Regungen mühelos zu über-tönen. Der Anzug mit den vollgestopften Taschen erschien jetzt nicht mehr zu eng, denn man hatte sich daran gewöhnt.

Hollbruch ging selbstbewußt durch die schöne Straße und blieb bisweilen vor den beleuchteten Auslagenfenstern der Geschäfte stehen. Er betrachtete mit prüfenden Augen die ausgestellten Dinge und fand, daß ihn, der alles kaufen konnte, fast nichts lockte. Außer edlen Zigaretten gab es nichts, wofür er im Augenblick hätte Geld ausgeben wollen. Diese Feststellung amüsierte ihn so, daß er laut auflachte. Wozu hatten eigentlich die reichen Leute ihr Geld, wenn sie nichts fanden, was sie dagegen eintauschen wollten?

Er verspürte Hunger und ging in ein altbekanntes Bierhaus, das in einer schmalen Seitengasse der Bahnhofstraße lag. Schwere Rauchwolken schwammen durch das Lokal, das nach Bier und Speisen roch. Bei den ungedeckten Holztischen saßen kleine Leute, Handwerker, ehrfame Bürger und Arbeiter, und tranken in abgeklärter Ruhe ihr Bier, Schweizer, Münchner oder Pilsner Bier. Nach langem Suchen fand er einen leeren Tisch, den ein Zeitungshändler verließ. Die Kellnerin wuschte den Tisch ab und brachte die lange Speisekarte, die Hollbruch aufmerksam zu studieren begann. Unwillkürlich blickte er nach den Preisen und hatte, solange er die Karte in der Hand hielt, ganz veraessen, daß das Geld keine Rolle mehr spielte. Schließlich bestellte er, da er Lust auf ein derbes Gericht hatte, Leberknödel mit Sauerkraut und ein Glas Münchner.

Nachdem er gegessen hatte, ergriff ihn plötzlich ein bitteres Gefühl des Verlassenseins, das ihn wie ein schwarzes Tuch einhüllte. Es wäre schön, wenn Diäten jetzt hier bei ihm säße. In ihr klares Gesicht zu sehen und ihre warme Stimme zu hören,

war das höchste Glück, das das Leben zu vergeben hatte. Aber morgen abend war Diäten schon hier, dann wurde alles gut. Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß es Diäten gelingen würde, die Villa in Dahlem zu verlassen, in den Zug zu steigen und zu ihm zu fahren.

In dieser Nacht schlief er nur sehr wenig, vielleicht weil er tagsüber geschlafen hatte, vielleicht weil ihn die Gegenwart des Geldes beunruhigte. Er lag viele Stunden wach und hörte die Glocken der Stadt, das Fauchen der Räder und gegen den Morgen zu das Säusen des Windes, der über die Berge gekommen war. Seine Gedanken kreisten unaufhörlich um das Geld, das unter seinem Kopfkissen lag und ihm zweifellos Sorge machte. Es war nicht so einfach, einen solchen Betrag sicher zu verwahren oder anzulegen. Seine erste Idee, in einer Bank ein Safe zu mieten und dort das Geld einzusperren, verwarf er aus verschiedenen Gründen sehr bald wieder. Es war ganz klar, daß er sich Guthaben in Schweizer Franken verschaffen mußte, aber, obwohl er von Geldtransaktionen nicht viel verstand, begriff er doch, daß es unmöglich war, zur nächsten Bank zu gehen, 640,000 Mark, deren Ausfuhr verboten war, aus der Tasche zu ziehen und sie gegen Schweizer Franken einzuwechseln. Er mußte sich hüten, einen Verdacht irgendwelcher Art zu erwecken, der zu peinlichen Untersuchungen führen konnte. Er dachte dabei nicht an Keridan, der nur mehr ein ferner Schatten war, sondern an die Gesetze, die die deutsche Mark schützen sollten. Er hielt es für zweckmäßig, das Geld so zu verteilen, daß er bei acht verschiedenen Banken je 100,000 Schweizer Franken anlegte. Nachdem er diesen Ausweg gefunden hatte, schlief er endlich ein. Das graue Morgenlicht war schon im Zimmer.

Als Hollbruch erwachte, war es neun Uhr. Er zog sich hastig an, frühstückte in Eile und begann seinen Rundgang bei den Banken. In dem ersten Bankhaus, es war ein mächtiges Gebäude in der Bahnhofstraße, empfing ihn der Beamte mit großer Höflichkeit und fragte nach seinen Wünschen.

„Ich will ein Scheckkonto errichten“, antwortete Hollbruch mit einer spröden Stimme.

„Sehr wohl, mein Herr. Um welchen Betrag handelt es sich?“

„Um 100,000 Franken.“ Er zog eilig das vorbereitete Bündel von Banknoten aus der Tasche seines Mantels. „Ich werde deutsche Reichsmark einzahlen.“

Das Gesicht des Beamten wurde jählings steif und verdrossen; er betrachtete den Mann vor dem Schalter mit einem Blick, der Hollbruch rot vor Scham werden ließ.

„Nehmen Sie Reichsmark nicht an?“ fragte er in hilfloser Gereiztheit.

„Doch, Gewiß“, erwiderte der Beamte sehr förmlich. „Aber tägliches Geld können wir nicht verzinsen. Wenn Sie damit einverstanden sind?“

„Ja.“

Der Beamte nahm das Geld, erledigte die Formalitäten und übergab schließlich Hollbruch ein Scheckbuch.

Das darf nicht wieder geschehen, sagte sich Hollbruch gedemütigt, als er das Gebäude verließ, und spürte einen sinnlosen Haß gegen Schweizer Bankbeamte. Die Leute behandelten einen wie einen Schieber, der sein Vaterland verkaufte. Was wußten denn diese hochmütigen Burschen von Hunger und Not, von abgesperrtem Gas und Licht, von Frauen, deren Augen zu groß wurden, weil die Wangen einfielen? Nichts wußten sie. Sie saßen gesichert hinter den Schaltern und tarierten die Menschen ab. Und am letzten jeden Monats bekamen sie ihr Gehalt.

Hollbruch fühlte sich gerechtfertigt, weil alles Licht auf ihn fiel und alle Schatten über dem Schweizer Bankbeamten lagerten, aber dennoch hatte er keine Lust mehr, eine Szene, wie eben jetzt, noch einmal zu erleben. Während er nachdenklich durch die Bahnhofstraße schritt, fand er einen Ausweg. Man durfte kein Geld einwechseln, sondern mußte irgendwelche Papiere kaufen. Vielleicht war ein derartiges Geschäft in den Augen der Herren Bankbeamten ehrenvoller.

Mit diesem Entschluß trat Hollbruch in ein kleines Bankgeschäft und verlangte, mit dem Bankvorsteher zu sprechen. Er wurde sofort in ein Büro geführt, wo ihn ein älterer Herr mit vertrauenerweckendem Gesicht freundlich begrüßte.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?“

„Ich bin der und der“, stellte sich Hollbruch vor und legte seinen Paß auf den Tisch. „Ich möchte Sie um Ihren Rat bitten, Herr Vorsteher. Ich habe ein bißchen Geld und will mir Papiere oder Aktien kaufen, die sicher sind und doch etwas einbringen.“

Der Vorsteher blickte in den Paß und antwortete:

„Kaufen Sie doch deutsche Goldpfandbriefe, Herr Baron. Die sind sicher und haben eine gute Verzinsung.“

Hollbruch wurde ein wenig verlegen, aber er faßte sich schnell wieder.

„Ja, ich weiß, aber erstens habe ich Interessen in der Schweiz und zweitens suche ich ein Spekulationspapier.“

Der Vorsteher betrachtete lächelnd seinen Besucher, dessen hilflose Art ihm gefiel.

„Sichere Spekulationspapiere gibt es nicht, Herr Baron, besonders in der jetzigen Zeit nicht. Man kann heute an der Börse nichts mehr verdienen. Ich wage nicht, irgendeinem meiner Kunden zum Ankauf von Aktien zu raten. Wir haben da zu tolle Ueberraschungen erlebt.“

„Ich will gern etwas riskieren“, sagte Hollbruch, den die Vorsicht des Bankmenschen zum Widerspruch reizte.

„Wieviel wollen Sie denn riskieren, Herr Baron?“

„Na, sagen wir 100,000 Franken.“

„Biel Geld“, meinte der Vorsteher bedächtig. „Verzeihen Sie noch eine Frage, Herr Baron. Wenn Sie einen Teil des Geldes verlieren würden, was der Himmel verhüten möge, kämen Sie dadurch in Angelegenheiten?“

„Nicht im geringsten“, erwiderte Hollbruch sehr großartig.

„Schön, dann will ich Ihnen einen Tip geben, Herr Baron, aber ganz unverbindlich.“

„Das versteht sich von selbst. Ich werde Ihnen in jedem Fall dankbar sein, Herr Vorsteher.“

Der Bankmann lachte.

„Na, na, sagen Sie das nicht. Wenn Sie nichts verdienen oder gar noch etwas verlieren sollten, werden Sie mich verwünschen, aber daran bin ich schon gewöhnt. Das ist das Los aller Ratgeber, besonders wenn es sich um Geld handelt.“ Er machte eine kleine Pause, als müßte er nochmals alles Für und Wider überlegen. „Also hören Sie zu, Herr Baron. Wir haben da die Jackson-Schäuffelin A. G. mit einem voll eingezahlten Kapital von zwölf Millionen Franken. Das ist eine Maschinenfabrik, die seit 35 Jahren besteht und sich in der letzten Zeit auf den Bau elektrischer Lokomotiven spezialisiert hat. Jeder Fachmann wird Ihnen bestätigen, daß die Jackson-Schäuffelin-Lokomotiven erstklassig sind. Für die solide Geschäftsgebarung der Aktien-Gesellschaft kann ich mich verbürgen.“

„Das genügt mir“, rief Hollbruch eifrig. „Kaufen Sie für mich Jackson-Schäuffelin-Aktien.“

„Einen Augenblick, Herr Baron. Sie müssen mich zu Ende sprechen lassen. Die Aktien stehen jetzt auf 110, das ist ein sehr anständiger Kurs, da der Nominalwert der Aktie 100 Franken beträgt. Das wäre noch immer kein Grund, Ihnen zum Kauf dieser Aktien zu raten. Ich habe aber von zuverlässiger Seite erfahren, daß die Jackson-Schäuffelin A. G. in nächster Zeit einen größeren Auftrags, elektrische Lokomotiven zu liefern, bekommen wird. Sobald der Auftrag veröffentlicht wird, ist anzunehmen, daß die Aktien der Jackson-Schäuffelin um einige Punkte steigen werden. Das ist die Chance, die Sie haben, Herr Baron.“

Hollbruch streckte ihm die Hand entgegen.

„Schönen Dank, Herr Vorsteher. Ich weiß wirklich nicht, womit ich mir Ihr Vertrauen verdient habe.“

Der Vorsteher lächelte gutmütig.

Fortsetzung folgt.